

Warum bloß hat der Blues den Blues?

Von Marcus Hladek

„Jazzlife“, der legendäre Bildband von William Claxton und Joachim E. Berendt, ist beim Taschen-Verlag in monumentaler Ausgabe neu herausgebracht worden.

Hat Amerika in seinen Gefängnissen heute noch mehr und bessere Jazz- und Bluesmusiker sitzen als Deutschland in all seinen Jazzkellern, Radio-Bigbands und Akademien zusammen? 1959/60 war das so. Europa hat eine Anzahl erstklassiger Jazzer hervorgebracht, kennt den Jazz aber weiterhin eher als Phänomen der Hauptstädte. Da verkennt es sich leicht, dass Jazz gleicher, oft besserer Güte sich in den USA einer Verästelung bis in Kleinstädte und selbst entlegene Inseln erfreut. „Es sind immer nur wenige, die sich durchsetzen“, schreibt der vor wenigen Jahren gestorbene Berendt, „aber es gibt sechs oder sieben Mal so viele, die alle im Grunde genauso gut sind und von denen trotzdem niemand etwas hört.“

Das Land der wahren Jazz-Seligen hieß also damals und heißt immer noch Amerika. Berendt hat es bereist: fünf Monate lang, mit dem bekannten, jazzkundigen Fotografen Claxton am Steuer eines 1959er Chevrolet Impala mit riesigen Flossen. Was muss das, in aller Vielfalt der Stile und „Szenen“, die die Fotos perfekt illustrieren, für ein Lebensglück gewesen sein! „Jazzlife“ vermittelt es frisch wie am ersten Tag, als das damals schon gewichtige Buch erschien (1961). Der Taschen-Verlag gibt es im originalen Coverdesign weiß-auf-schwarz, um etliche Kilogramm schwerer und größer sowie ergänzt um neue alte Bilder und einen Text Claxtons wieder heraus.

Frei von Komplikationen war die Reise anfangs nicht. Wie sich Claxton in seinem nostalgischen Rückblick erinnert, war Berendt nicht nur farbenblind, was sich unheilvoll mit der wechselnden Reihenfolge der Ampellichter in den 50 US-Staaten vertrat. Anfangs nervte es Claxton auch, wenn er aufs „hohe“ Alter bestimmter Gebäude hinwies und Berendt europäisch gegenhielt. Das legte sich, als man durch Jahrtausende alte Redwoodwälder fuhr. Auch hatte sich Berendt in den Kopf gesetzt, schwarze Schönheiten zu „daten“, was im Süden keine so gute Idee war – die Bürgerrechtsbewegung stand noch hinter dem Zeit-



Dem Jazz gehört die Zukunft – Aufnahme von Joachim Berendt

horizont. Als die zwei vor der Küste Georgias nach urtümlichen Vorformen des Jazz suchten, rannten die Schwarzen gar verängstigt davon. Einige Flaschen Whisky nach dem Kirchgang taten aber ihren Dienst. Die Tonaufnahme des damals gehörten Spirituals, „Gabriel Shout“, liegt mit 22 anderen Stücken der authentisch anzuhörenden CD bei.

Berendts Texte und Claxtons beeindruckende Fotos – in der Mehrzahl in Schwarzweiß – folgen dem Motto: Willst die Jazzer du versteh'n, musst du zu den Jazzern geh'n. Berendt: „Die Stile und Spielweisen des Jazz (gehören) in bestimmte Städte und Landschaften, deren Ausdruck sie bleiben.“ Irgendwie floss und fließt freilich zu-



letzt alles nach New York, wo *jeder* Stil vertreten ist. Gleichwohl geben die Autoren nach ihrer Weise den besten Überblick über die wichtigen Jazz-Regionen um 1960, als Ornette Coleman der Superstar der Stunde war – 45 Jahre, bevor sein einziges Deutschlandkonzert mal wieder en passant zum Jazz-Ereignis des Jahres wurde.

„Jazzlife“ lehrt also viel über die besten Jazz-Lagen und -Denominationen. Damals, als der John-F-Kennedy-Flughafen noch „Idyllwild Airport“ hieß, liefen im Radio zwar nur Hillbilly und Kirchenmusik. Umso mehr raste der Jazz aber live, wobei ein so berühmter Ort wie die Bourbon Street von New Orleans völlig heruntergekommen war und

sich ein Stripteaseclub an den andern reihte.

„Jazzlife“ entgeht erfreulicherweise der traurigen Stimmung viel zu vieler Jazzbücher und spiegelt diese Musik in ihrer Lebensfreude und überschäumenden Kraft, ursprünglichen Vitalität und geistvollen Ironie, auch als Musik der Jugend und des Humors. Auf Reisen ist es gar nicht so weit vom swingenden Taumel himmlisch-irdischer Begeisterung in der „Abyssinian Baptist Church“ von Newark zum ganz irreligiösen Blues, den Mahalia Jackson im Gespräch als „Lied eines gebrochenen Geistes“ tadelt, so wenig wie von dem vorzüglichen Schul- und Hochschul-Jazz zur seltenen Rivalität schwarzer und weißer Musiker über die „Erfindung“ einer Musik, die „in der Luft“ lag und sich osmotisch verbreitete, zum Soul als einem Versuch, eine Musik zu schaffen, die die Weißen nicht wieder kopieren könnten, um daraus ein Geschäft zu machen.

Interessant ist Berendts Deutung des Blues im Gegensatz zum europäischen Liebeslied: „Bei uns wird eine Frau besungen und bedichtet, die man gern haben will; in den Texten des Blues werden Frauen besungen, die man gehabt und darüber lieben gelernt hat und die einen dann betrügen oder verlassen... weil die Frau hier nur eine Art ‚Ersatzfunktion‘ für die weiße Zivilisation bedeutet.“

Memphis, St. Louis, Kansas City, die damals vier wichtigen Bigbands und die „windige Stadt“ Chicago, Hollywood mit seinem Jazzbedarf in allen Stilrichtungen und der Westküsten-Jazz, das Monterey-Festival mit der schnell verblühten „Jazz-and-Poetry“-Bewegung, dann Detroit, Philadelphia und Washington, Einzelphänomene wie die Islambewegung im Bebop, zuletzt New York: „der goldene Apfel der Versuchung“ und Ornette Coleman als Mann der Stunde, der die bisherige Harmonik einfach ignorierte und damit zum Super-Avantgardisten wurde, einfach indem er „direkt aus der schwarzen Volksmusik der Südstaaten in den allermodernsten Jazz gesprungen ist“: So sehen die hier erzählten Wunder aus.

William Claxton, Joachim E. Berendt:
„Jazzlife. Auf den Spuren des Jazz um
1960. Eine Reise durch Amerika“.
Taschen-Verlag, Köln, 699 S., 150 Euro.
